Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 66 (1986)

Heft: 3

Artikel: Abschied von der Dritten Welt : Verantwortlichkeit statt Schuldbewusstsein

Autor: Altwegg, Jürg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164329

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jürg Altwegg

Abschied von der Dritten Welt

Verantwortlichkeit statt Schuldbewusstsein

Lange Zeit hat Frankreich über das zweitgrösste Kolonialreich geherrscht: zwischen 1905 und 1925 gehörte es zu den führenden Weltmächten. Wenngleich die Niederlage von 1871 und der langfristig äusserst verlustreiche Sieg im Ersten Weltkrieg seine imperialistischen Sehnsüchte verstärkt haben, so hat der französische Kolonialismus im Gegensatz zum englischen doch nie die perfekte Ausformung der alle Bereiche umfassenden Herrschaft erreicht. Er war weder autoritär noch selbstbewusst genug, um sich voll durchsetzen zu können, und stets auf den Staat oder eine militärische Stütze angewiesen. Seine Schwächen waren jene der heutigen Wirtschaft: mangelnde Dynamik im Handel und überalterte industrielle Strukturen. In Indochina war überhaupt kein französisches Kapital im Spiel, und ausser zu Nordafrika – besonders Algerien – die Bindung nicht sehr eng und kaum Gegenstand prunkvoller Darstellungen oder zivilisatorischen Missionseifers: Frankreich fühlte sich mehr als europäisch-mediterrane Kulturnation denn als weltumspannende Militärmacht – mit dem Strassenbau in Schwarzafrika hat sich seine Bourgeoisie nicht gross bereichert.

Nach der Niederlage von 1940 schrumpfte der französische Imperialismus nur noch zum Schatten seiner selbst. Die Verfasser seiner ersten grossen – bezeichnenderweise erst in den achtziger Jahren erschienenen – Darstellung *La France impériale* (Mégrelis) nennen ihn einen Kolonialismus der «Konservierung». Mit seinen wirtschaftlichen und finanziellen Schwächen, die die Armee nicht wettmachen konnte, erklären die Autoren den schnellen Verlauf der Entkolonialisierung. Im Falle Algeriens geriet sie jedoch zur Tragödie. Der algerische Befreiungskampf mobilisierte das Engagement der linken Intellektuellen gegen die französische Regierung. Marxismus und Antikolonialismus standen weitgehend als Synonym, in dem sich die intellektuelle und politische Dimension überschnitten. Dass daraus eine starke ideologische Konstellation entstand, weiss man spätestens seit ihrem Abbau in einer der Phasen des historischen Aufarbeitungsprozesses; er hat – etwas weniger heftig, aber dennoch sehr prononciert – ebenfalls in den fünfziger und sechziger Jahren des «Tiersmondisme» eingesetzt.

«Umgekehrter Rassismus»

Der erstaunlichste Essay stammt von Pascal Bruckner, der darin folgende These vertritt: Nach 1950 haben die Intellektuellen marxistischer wie auch christlicher Herkunft ihren messianischen Eifer vom Stalinismus auf die Dritte Welt übertragen, deren Befreiungskämpfe sie gegen das Proletariat eintauschten. In seiner Schrift «Das Schluchzen des weissen Mannes» analysiert er mit viel Gespür für psychologische Verhaltensweisen die Umwandlung eines «schlechten Gewissens» in ein intellektuelles «Alibi des Egoismus» (ohne allerdings auf deren Ursachen einzugehen). Die Folge war ein schier grenzenloser Selbsthass – den Sartre in seinem Vorwort zu Frantz Fanons *Die Verdammten dieser Erde* auf die Spitze trieb –, begleitet von totaler Verachtung für den Okzident. Bruckner, der die hinter einem ideologischen Deckmäntelchen als «kleinere Übel» verschwiegenen Greueltaten «progressiver» Regime aufführt, kritisiert die Idealisierung des «Wilden», zu der auch die in Mode gekommene Ethnologie beigetragen hat, als perverse Form eines «umgekehrten Rassismus»: Der Eingeborene wird eigenmächtig zum Bannerträger des westlichen Ekels an der eigenen Zivilisation stilisiert und damit regelrecht zur Unschuld verdammt.

Dagegen wehren sich immer mehr auch Intellektuelle aus der Dritten Welt. Zu ihnen gehört Carlos Rangel, Professor, Diplomat und Journalist, der ein Buch mit dem vielsagenden Titel *Vom guten Wilden zum guten Guerillero* schrieb. Der aus Venezuela stammende Rangel hat seinen Landsleuten schon früher erklärt, dass es falsch sei, die Ursachen aller Übel ausschliesslich bei der CIA, der United Fruit Company und dem Pentagon zu suchen. In seinem Essay *Der Westen und die Dritte Welt – von der falschen Schuldigkeit zur wirklichen Verantwortung* sieht er eine Auswirkung davon, für die er den Westen verantwortlich macht, in der Politisierung des gesamten wirtschaftlichen und politischen Lebens. Die Eliten glaubten, dass die Ausweitung der staatlichen Rechte und Aufgaben nützlich sei – was der keinesfalls reaktionäre Autor demonstrativ widerlegt. Rangel zeigt auch, warum die ökonomische, politische und kulturelle Rückständigkeit nicht ausschliesslich dem Okzident anzulasten sind.

Einer ähnlich stereotypen Sicht verschrieben sich viele Autoren, die sich für das Beispiel China begeisterten. Eine analoge Neuorientierung der stereotypen Sicht wird in vielen Büchern vorgenommen – sehr intensiv am Beispiel Chinas, das nach den desillusionisierenden Erfahrungen des Mai 68 als neue Sonne am Firmament der politischen Utopien strahlte. Nicht mehr kollektiv, sondern vereinzelt, liebäugelten später durchaus besonnene, differenziert urteilende Intellektuelle wie Michel Foucault und der konservative Denis de Rougemont, der nie der Marxismus- oder

Maoismuswelle erlegen war, mit dem Aufstand im Iran, von dem sie – zum Teil unverzeihlich lange – das neue Heil einer kulturellen «Revolution ohne materielle Motivation» erhofften; nach der Ernüchterung fiel die Abrechnung mit dem islamischen Integrismus um so heftiger aus. Aber auch der ehemalige Präsidentschaftskandidat René Dumont, der sich polemisch mit Bruckner anlegte und auf sein Engagement gegen Hunger und Unterdrückung keinesfalls verzichten will, nahm Abschied von den sozialistischen Gemeinplätzen und Patentlösungen für die fremde Dritte Welt: Ein einheitliches Entwicklungsmodell kann es nicht geben, aber viele Möglichkeiten, etwas zu tun. Die dingliche Notwendigkeit bleibt unbestritten – zumindest in diesen Kreisen.

Neue Arroganz

Denn die Neue Rechte hat im Umfeld der Debatten um die Dritte Welt erneut versucht, von der kritischen Selbstbesinnung der linken Intellektuellen und der Konjunktur, die ihre Seelenzustände noch immer erzeugen, zu profitieren – und einmal mehr ihr wahres Gesicht enthüllt. «Der Sozialismus gegen die Dritte Welt» ist der Titel einer propagandistischen Schrift des neurechten «Club de l'Horloge». Hier wird nun überhaupt jede Verantwortung des Westens bei der Verarmung der südlichen Länder schlicht als «Mythos» bezeichnet, die Verfälschung der Konkurrenz durch das Lohngefälle als «wirtschaftlich irrelevant» und die tiefen Preise für Rohstoffe als «falsches Problem» ... Erst die Technologie mache aus Erdöl Reichtum, und Singapur verdanke seinen Aufschwung allein der Anwendung liberaler Grundregeln. Mit neuer Arroganz serviert die «Nouvelle Droite» die alten kolonialistischen Klischees – unter Berufung auf das «Recht auf Differenz» forderte sie die «Ausschaffung» der Ausländer fremder Kulturen ...

In der französischen Landschaft nimmt der Schweizer Soziologe Jean Ziegler, Professor an der Sorbonne und in Genf, eine besondere Stellung ein. Er ist von den Prozessen des Aufarbeitens viel weniger betroffen und ist vielleicht der letzte prominente Intellektuelle, der sich aus einer mehr oder weniger klassenkämpferischen Sicht für die Dritte Welt engagiert. Seit seiner Abwahl aus dem eidgenössischen Parlament hat sich Ziegler als Beobachter der Sozialistischen Internationale verstärkt auf die Probleme des weltweiten Ungleichgewichts konzentriert: «Die revolutionäre Hoffnung der Welt befindet sich nicht mehr in Europa, das völlig ins kapitalistische System integriert ist – sie hat sich in die peripheren Zonen der Welt verlagert. Was die Widerstandskämpfer in Chile, Guatemala, in der

Sahara für ihr Land und die Freiheit tun, ist ganz unglaublich. Wenn es so etwas gibt wie den neuen Menschen, so entsteht er in der Dritten Welt. Niemand spricht von ihnen – in der Schweiz, in New York bezeichnet man sie als Rebellen-Banden, Gesetzlose, Banditen, und sobald sie gesiegt haben, heisst es: in welches Lager kommen die nun? Werden sie Satelliten der Russen oder der Amerikaner? In ihrer spezifischen Eigenart und kulturellen Identität werden sie nie erfasst.»

Sie beschreibt Ziegler in seinem Buch *Gegen die Ordnung der Welt:* Nicaragua, San Salvador, Moçambique, Angola, Eritrea, Guatemala ... Die nationalen Befreiungsbewegungen haben zumeist mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs die Bühne der Geschichte betreten. Sie entsprechen immer weniger dem traditionellen Schema des Klassenkampfs, sind keine Partei und keine Gewerkschaft, keine Bauernliga und keine Armee im traditionellen Sinne. Dass sie nach der Machtergreifung oftmals repressiv und totalitär werden, verkennt Ziegler nicht; er plädiert – vielleicht allzu unkritisch – für Verständnis: ihr Land ist ungebildet und hungrig, der Feind omnipräsent. Die oftmals ideologische Befangenheit begründet er damit, dass die Sowjetunion eben lange eine Hilfe, eine Hoffnung war. Heute liefert sie noch immer Waffen – und beutet die Dritte Welt mehr denn je auch wirtschaftlich aus. Ziegler – und darin weiss er sich mit verschiedenen Führern von Befreiungsbewegungen, auf die er sich beruft, einig – verwirft entschiedener als bisher das Dilemma zwischen US-Kapitalismus und UdSSR-Marxismus; er propagiert einen dritten Weg zwischen den Blöcken und bezieht sich dabei auf Mitterrand, der zu Beginn seiner Amtszeit unter Betonung der wirtschaftlichen Dimension wie der Gefahren der kulturellen Neo-Kolonialisierung eine «Vielzahl von dritten Wegen» wünschte.

Der Tschad-Konflikt

Die Korrekturen im ideologischen Überbau verweisen erneut auf eine innen-, ja tagespolitische Veränderung – und wieder erwies sich ein Ereignis, das historische Analogien geradezu aufdrängte, als Katalysator: es war der Tschad-Konflikt – der erste Krieg, in den die sozialistische Regierung hineingezogen wurde. Anders als Grossbritannien, dessen Volk im Falkland-Krieg die verlorene Grösse nostalgisch zelebrierte, reagierte Frankreich auf die Verschärfung der Lage im Tschad eher verängstigt: Nur ja keinen Krieg! Das behutsame Vorgehen der Regierung bewirkte sogar einen gewissen Konsens, zu dem es keine vernünftige «rechte» Alternative gab, den aber prominente Linksintellektuelle in Frage stellten: In einer

Petition – der ersten nach der beredten Auseinandersetzung um ihr «Schweigen»! – forderten sie in erstaunlich scharfem Ton ein entschlossenes militärisches Eingreifen im Tschad. Zu den Unterzeichnern des Aufrufs gehörten Yves Montand, ein früherer Bannerträger des antikolonialistischen Engagements, der ehemalige Maoist Le Dantec, André Glucksmann sowie der Arzt und Schriftsteller Bernard Kouchner, der Begründer der Hilfsorganisation «Médecins sans frontières», der von einer Pflicht zur Intervention sprach – gegen die Truppen des libyschen Diktators, wohlverstanden. Aus diesem Protest ging später die Vereinigung «Liberté sans Frontières», der sich Emmanuel Le Roy Ladurie, der Philosoph Jean-François Revel, Historiker und Politologen, Journalisten, Schriftsteller, die der Ideologie des «Tiersmondismus» den Kampf angesagt haben, anschlossen. Für Pascal Bruckner, den bekehrten Theoretiker, wie für Kouchner, den unermüdlichen Praktiker der Entwicklungshilfe, geht es jedoch keineswegs um den Abbau der Solidarität, sondern um die Verteidigung der Freiheit des Schwächeren, der Menschenrechte und der Demokratie, unseres «wertvollsten Exportartikels» (Kouchner), auch in Afrika und Lateinamerika – aber unter Berücksichtigung der lokalen Verhältnisse. Sie passen nicht in das Raster eines monopolistischen Einheitsmodells.

Für das nachlassende Interesse wie Engagement – tatsächlich fliessen auch die Informationen spärlicher – macht Pascal Bruckner denn auch weniger die intellektuelle Selbstkritik verantwortlich als vielmehr das Fernsehen: «Die Bilder des Elends hätten zumindest eine Spur hinterlassen müssen, eine winzige Wunde. Aber die Gewöhnung kommt mit den schlimmsten Skandalen zu Rande. Die Nachrichten reissen uns nicht aus dem Alltäglichen: die schlimmsten Realitäten ziehen vielmehr mit dem Stempelvermerk des ‚déjà vu' ein. Am Bildschirm wird sogar der Horror verdaubar. Das Fernsehen ist das wirksamste Gegenmittel für die mobilisierende Macht der Bilder, die es ausstrahlt. Schreckliches Paradox: Je mehr sich der Hunger verbreitet, um so stärker wird unsere Gleichgültigkeit gegenüber seinen schrecklichen Verheerungen.»

Entmythisierung

Vermutlich ist mit der Intensität der französischen Debatten über den Kolonialismus und die westlichen Schuldgefühle, die einmal mehr auf historische Narben verweisen, zumindest teilweise der Erfolg von Marguerite Duras' Erzählung *Der Liebhaber* zu erklären. Zur Aufarbeitung dieser Periode, die – nicht nur paradoxerweise – gerade durch das Be-

stehen einer antikolonialistischen intellektuellen Ideologie weitgehend tabu blieb (man sprach nicht darüber, obwohl der Kolonialismus für sehr viele Franzosen einen persönlichen Bezug impliziert, eine existentielle Betroffenheit), liefert Marguerite Duras so etwas wie ein literarisches Dekor. Es gibt in Frankreich eine – allerdings wenig bekannte – Literatur, die die Folter anklagt, ihre Praxis belegt, die Schrecken des Krieges von der einen oder anderen Seite beleuchtet, aber kaum ein Buch, das die Wahrheit, die banale, tägliche Wahrheit des Kolonialismus drastischer darstellen würde – auf einem Niveau, das literarisch wie psychologisch bisher unerreicht blieb. Bezeichnenderweise bleibt der politische Kontext in *Der Liebhaber* ausgeklammert – das Drama des Kolonialismus konzentriert sich unter Vorzeichen, die verschiedene Klischees dementieren, auf die Liebesgeschichte, für die er zur Tragödie wird.

Die intellektuelle und politische Entmythisierung der Dritten Welt, zu der Marguerite Duras den literarischen Beitrag schrieb, ist jedenfalls kein Appell an die europäische Gleichgültigkeit. Pascal Bruckners Buch mündet in eine etwas naive, überaus optimistische Aufforderung, dem anderen entgegenzugehen, ihn in seiner Andersartigkeit zu erfahren – ohne Selbstverleugnung oder Komplexe, die die Beziehung belasten. Das neue Selbstverständnis, zu dem er nach militanten Jahren auf ausgedehnten Reisen durch die ganze Welt gekommen ist, impliziert eine neue Ethik, die er zumindest andeutet. Sie bezieht ihren moralischen wie geistigen Kredit nicht zuletzt aus der Tatsache, dass – wie Bruckner festhält – der Algerien- und der Vietnam-Krieg von der öffentlichen Meinung in Frankreich respektive in den Vereinigten Staaten gestoppt worden seien. Das ist nur scheinbar paradox und spricht letztlich für die Stärke einer politischen Kultur – so, wie der Kritiker der intellektuellen Antikolonialisten vom Dienst deswegen noch lange nicht für die Wiederaufnahme der Kriegshandlungen plädiert.

Tatsächlich hat die gequälte westliche Selbstkritik die Dritte Welt stets am meisten irritiert – und nicht nur als Luxus für privilegierte Demokraten. Bruckner schreibt: «Nach dem Beispiel der Alten Welt kann heute kein Volk der Pflicht, gegen sich zu denken, entgehen.» So gesehen bleibt die europäische Fähigkeit, den eigenen Verbrechen ins Auge zu schauen und sie nach moralischen, geistigen und politischen Kriterien zu analysieren, die letzte Lektion, die das Abendland der übrigen Welt erteilen kann – und zudem noch guten Gewissens: denn von dieser skeptischen Haltung als intellektueller Tugend lässt sich keine neue eurozentrische Offensive herleiten.